
DER STERN
JAHRGANG
NR. 7

DER STERN

OFFIZIELLES ORGAN DER KIRCHE JESU CHRISTI DER HEILIGEN DER LETZTEN TAGE FÜR DIE DEUTSCHSPRACHIGEN MISSIONEN

83. Jahrgang Nr. 7 Juli 1957

INHALT

Titelbild: Eine Pionierfamilie
(Bildwerk von Avard Fairbanks)

Die Weihe der Nacht

Nächtliche Stille!
Heilige Fülle,
Wie von göttlichem Segen schwer,
Säuselt aus ewiger Ferne daher.

Was da lebte,
Was aus engem Kreise
Auf ins Weiteste strebte,
Sanft und leise
Sank es in sich selbst zurück
Und quillt auf in unbewußtem Glück.

Und von allen Sternen nieder
Strömt ein wunderbarer Segen,
Daß die müden Kräfte wieder
Sich in neuer Frische regen,
Und aus seinen Finsternissen
Tritt der Herr, so weit er kann,
Und die Fäden, die zerrissen,
Knüpft er alle wieder an.

Friedrich Hebbel

Herausgeber: Missions-Präsidenten Herold L. Gregory, Jesse R. Curtis, Kenneth B. Dyer. — Schriftleiter: Kenneth B. Dyer. — Anschrift der Schriftleitung: Frankfurt a. M., Bettinastraße 55. — Auflage 4200. — Der STERN erscheint monatlich. — Bezugsrecht: Einzelbezug 1 Jahr DM 8,—, ½ Jahr DM 4,50; USA $ 2,— bzw. DM 8,50. — Einzahlungen Postscheckkonto: „Westdeutsche Mission der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage", Nummer 824 52 Frankfurt am Main
Postverlagsort: Frankfurt am Main



DAS HÖCHSTE IDEAL DES LEBENS

VON PRÄSIDENT DAVID O. McKAY

„Nur durch Glauben an den Gott der Liebe und durch die Erlangung würdigen Menschentums kann die Welt zu einem geeigneten und friedlichen Aufenthaltsort werden."

„Wie ein Mann denkt in seinem Herzen, also ist er". Obwohl dieser Satz aus dem Buch der Sprüche stammt und schon 3000 Jahre alt ist, gibt es in der ganzen Literatur kaum einen Ausspruch, der in gleich knapper Weise die Macht der Gedanken und Gefühle hinsichtlich der Gestaltung des Menschenlebens ausdrückt. Tausend Jahre später betonte Jesus diese machtvolle Wahrheit aufs neue. Entschiedener noch als die Vernachlässigung der religiösen Bräuche verurteilte er das Huldigen falscher Ideale, falscher Beweggründe und Gefühle. Demgegenüber lehrte er: „Wenn böse Leidenschaften ausgetrieben werden und gesunden, freundlichen Gedanken und Gefühlen Platz machen, so ist der Mensch keines Verbrechens mehr fähig. Wenn rechte Gedanken und Gefühle stets im Vordergrund stehen, so führen sie unweigerlich zu rechten Taten."

Ideale regen uns zum Fortschritt an. Ohne sie gäbe es für die Menschheit kein Vorwärtsschreiten. Hoffnungen, Ideale und Wünsche sind die Mittel, durch die Gott die Menschen dazu anhält, aufwärts und vorwärts zu streben zum höheren und besseren Leben.

Ideale beeinflussen unser zukünftiges Verhalten

Auf geologischen Exkursionen durch malerische Felsentäler können wir die verschiedenen Erdformationen betrachten, die über die Entstehung unserer alten Erde ein beredtes Zeugnis ablegen. Vielerorts sind die Schichten genau so klar erkennbar und lesbar wie die Seiten eines Buches. Der Ogden Canyon z. B. zeigt in der Nähe seiner Mündung zuerst angesammeltes Gestein und Geröll, darunter feste Schichten Gneis und schließlich Kalkstein- und Schieferschichten.

Manchmal scheint es mir, als gäbe es solche Schichten auch in der menschlichen Gesellschaft. Zwar sind die Schichten in der Mannigfaltigkeit der menschlichen Beziehungen und Reaktionen unterschiedlich und durchbrochen, wie ja in der Erdkruste auch, doch kann man sie allgemein klassifizieren als die Schichten der **Fleischlichkeit,** der **Sinnlichkeit,** der **Stofflichkeit** oder **Zeitlichkeit,** und der **Geistigkeit.**

Die Schicht der **Fleischlichkeit** oder Vertiertheit ist der Bereich der menschlichen Hyänen: des Menschenräubers, des Gangsters, des Kriegsverbrechers, der seine besiegten Opfer verprügelt und hungern läßt, weil sie anders denken als er, oder weil sie sich weigern, sich seiner Tyrannei zu beugen.

Sinnlichkeit ist der Bereich des ungehemmten Genusses — der animalische Bereich.

Stofflichkeit oder **Zeitlichkeit** ist der dem Menschen eigentümliche Bereich, in dem er mit vollem Recht sein Brot verdient und sich Fähigkeiten erwirbt. **Geistigkeit** ist das Höchste und Beste, das der Mensch erreichen kann.
Das, was ein Mensch ständig denkt, die Ideale, die er hegt, bestimmen den Bereich oder die Bereiche, zu denen er gehört; bestimmen seinen Platz in der Skala des Menschentums.
Unter den Unglücklichen in den niederen Bereichen finden wir — um das Werk „A Man's Value to Society" (Eines Menschen Wert für die Gesellschaft) zu zitieren — jene „große Unterklasse rückgratloser Menschen, die sich damit zufrieden geben, nur herumzukriechen, und die sich nicht nach Flügeln sehnen, um aufzusteigen. Sie lassen sich nur treiben; sie sind Geschöpfe des Zufalls, die in ihrer Gleichgültigkeit dort verharren, wo Geburt oder Schicksal sie hingestellt haben. Wenn sie nur Essen und Kleidung haben, sind sie schon zufrieden. Keine Inspirationen beflügeln sie, keine Ideale nehmen sie ob ihrer Faulheit an, keine Visionen eines möglichen Fortschritts oder Aufstiegs zerschmettert ihre vulgäre Zufriedenheit. Wie totes Laub, das vom Winde hin und her geweht wird, so treiben sie durchs Leben. Menschen, die ein gleichgültiges, passives Leben führen, ohne den strebenden Impuls nach Höherem, sind dem Bösen ausgesetzt und werden zu einer ständigen Gefahr für die Gesellschaft."

„Glühwürmchenmenschen"

Etwas höher in der Skala des Menschentums stehen die „Glühwürmchenmenschen", deren edle Gefühle nur ab und zu leuchten — Menschen, für die es Stunden des Lichts gibt, in denen sie ihr niederes Leben verabscheuen. Da lehnt die Seele sich auf gegen jeden schlechten Gedanken, gegen jede schlechte Sache, und da sehnt sie sich nach allem, was göttlichen Wesens ist, nach Ehre und Reinheit, nach Tapferkeit und Mut, nach Treue zu den höheren Idealen, die tief in den Winkeln der Seele verborgen liegen. Wie werden sie da in der Stunde des Lichtes zu Helden! Mit welchem Mut ertragen diese Soldaten alle Schläge — solange der Kampf noch in der Zukunft liegt! Doch wenn der Konflikt einmal da ist, dann ist es mit ihrem Mut zu Ende! „An einem Wintermorgen zeichnet der Frost Bäume, Throne, Häuser, Schlösser, Städte an die Fensterscheiben — aber sie sind nur aus Eis. Ebenso gaukelt die Phantasie unserem Geiste großartige und herrliche Bilder eines höheren Lebens vor; ein einziger Hauch der Anfechtung indessen vertreibt sie. Doch sind diese zeitweiligen Ideale immerhin noch besser als ununterbrochene Passivität und Zufriedenheit."

Der Bereich der Stofflichkeit

Wir alle befinden uns in der stofflichen Welt, in der es ein Naturgesetz ist, daß der Mensch für sein Auskommen zu sorgen hat. In diesem zeitlichen Bereiche ist der Mensch nichts weiter als ein Geschöpf der Natur. Er schreitet in dem Maße voran, wie er sich den Naturgesetzen unterordnet. Von seiner Umgebung abhängig, muß er sich ständig gegen fremde Kräfte zur Wehr setzen, um überleben zu können. In diesem physischen Bereich des Lebens ist die Selbsterhaltung der alles beherrschende Trieb sowohl des Individuums wie der Gattung, und infolgedessen ist die Selbstsucht eine charakteristische Eigenschaft.
Im Geschäftsleben, in den freien Berufen und im Handwerk lassen sich die primitiven Elemente dieses ewigen Kampfes ums Dasein genau verfolgen. Die „silberne Regel" David Harnums — „tue dem andern, was er dir tun möchte, und tue es zuerst" — ist das vorherrschende Ideal.

Das ehrsame Ansammeln von Besitztümern ist nur natürlich und sogar sehr lobenswert. „Wer nicht für sich selbst und die Seinen sorgt, ist schlimmer als ein Treuloser." Wenn ein Mann jedoch dem Gedanken Raum gibt, daß er vorwärtskommen könnte, indem er seinem Nächsten Schaden zufügt, so engt er damit seine Seele ein; Bitterkeit verdrängt das Glück; Schmutz vertreibt den Großmut; Feindseligkeit tritt an die Stelle menschlichen Mitgefühls und der Nächstenliebe; und das Ergebnis ist Zwietracht und Hader, die endlose Verbrechen und Leiden nach sich ziehen.

Menschen, deren Ideale nicht über diese stoffliche Welt hinausgehen und die ihre Augen verschließen vor der Verheißung und der Möglichkeit eines höheren Lebens, geben damit zu erkennen, daß für sie der einzige Zweck des Lebens darin besteht, geboren zu werden, zu leben, zu atmen, einige allgemeine Vorkehrungen zu treffen für die, die nach ihnen kommen, und dann zu sterben — „ein stumpfsinniges Stück Dasein, um kein Quentchen höherstehend als das einer Seidenraupe".

Der Bereich des Geistigen

Der Mensch ist nicht nur ein Tier, ein Geschöpf des Fleisches, das zu nichts Höherem dient, sondern er ist ein geistiges Wesen, eine Seele. Ich bin sicher, daß jeder normale Mensch früher oder später vom unwiderstehlichen Wunsche ergriffen wird, seine Beziehung zum Unendlichen zu erkennen. Er spürt, daß er mehr ist als ein physisches Ding, das eine Zeitlang von Ufer zu Ufer hin und her getrieben wird, bevor es endlich im immerfließenden Strome des Lebens versinkt.

Es ist etwas in ihm, das ihn danach streben läßt, über sich selbst hinauszusteigen, seine Umwelt unter seine Kontrolle zu bringen, seinen Körper und alle stofflichen Dinge zu beherrschen, und in einer höheren und schöneren Welt zu leben. „Das sind die Architekten der Seele, die aus ihren Gedanken und Taten einen Lebensplan zusammenbauen; die nicht ziellos, sondern nach einem festen Ziel vorwärtsstreben; die nicht aufs Geradewohl dahersegeln, sondern auf einen bestimmten Hafen zusteuern; die ihren Kurs nicht nach den Wolken, sondern nach den Fixsternen festsetzen. Und ganz oben in der Skala des Menschentums stehen sie, die ohne Unterlaß dem großen Leitbild des Lebens nacheifern."

Dieses große Leitbild ist Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, der im stofflichen Bereich „nichts hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte", der aber trotzdem „der Mensch eines wahrhaft unvorstellbaren Geistes" war, wie Newell Knight Hills sagt, „der in unvergleichlicher Herrlichkeit durch die Länder und Zeiten schritt, und dabei immer die freundlichsten und sanftesten Gedanken dachte, Gedanken der Milde wie der Majestät, Gedanken der Menschlichkeit wie der Göttlichkeit. Seine Gedanken waren Flügel für alle niedrig Fliegenden; seine Gedanken befreiten die, die sich im dichten Gestrüpp verfangen hatten; seine Gedanken stellten einen Engel an jede Wiege hin; seine Gedanken an den Tod heiligten das Grab. Sterbend und wiederauferstehend bahnte er mit seinen Gedanken einen offenen Weg zum Himmel. Unter seiner Anleitung haben die Menschen **nicht nur große, sondern auch gute Gedanken zu denken gelernt; und darüber hinaus lehrte er sie, wie sie Gedanken in die Tat umsetzen sollten".**

Würdige Ideale helfen uns

Mit Hilfe würdiger Ideale werden wir fähig sein, uns seiner Männlich-

keit und seinen geistigen Leistungen zu nähern. Diese Ideale sind:

(1) **Unseren guten Ruf rein und unbefleckt zu erhalten.** „Ein guter Ruf ist köstlicher denn großer Reichtum."

(2) **Allem, was uns anvertraut worden ist, treu zu sein.** „Ein Vater, dem man vertrauen kann; ein Ehemann, dem man glauben kann; eine Tochter, auf die man sich verlassen kann — das sind die Perlen einer Familie." Der Vater unseres Landes hat einmal gesagt: „Ich hoffe, daß ich genügend Tugend und Festigkeit besitzen möge, um das zu bewahren, was ich als den beneidenswertesten aller Titel betrachte — den Charakter eines ehrlichen Mannes."

(3) **Danach zu streben, daß die Welt durch unser Dasein etwas besser werden möge.** Der Prophet Joseph Smith sagte: „Wenn mein Leben für meine Freunde keinen Wert besitzt, so hat es für mich auch keinen."

(4) **Glauben an Gott und Ehrfurcht vor heiligen Dingen in uns zu entwickeln.** Dieses vierte Ideal ist das wichtigste und umfassendste. Nur durch Glauben an den Gott der Liebe und durch die Erlangung würdigen Menschentums kann die Welt zu einem geeigneten und friedlichen Aufenthaltsort werden.

Trotz aller Zivilisation, auf die wir so stolz sind, sind ein geistiges Erwachen und geistige Ideale noch nie so nötig gewesen wie heutzutage. Die Zivilisation ist viel zu schwierig geworden, als daß der menschliche Geist sie noch ganz erfassen oder beherrschen könnte. Wenn die Menschheit nicht bald zu der Erkenntnis gelangt, daß die höheren und nicht die niederen Eigenschaften des Menschen entwickelt werden müssen, so schwebt unsere jetzige Zivilisation in Todesgefahr.

Ein geistiges Erwachen in den Herzen von Millionen Männern und Frauen würde eine veränderte Welt hervorbringen. Ich hoffe zuversichtlich, daß dieser Tag nicht mehr weit entfernt ist. Mein Glaube an den schließlichen Triumph des Evangeliums Jesu Christi gibt mir die Gewißheit, daß ein geistiges Erwachen kommen wird. Dieses Erwachen herbeizuführen, ist die Aufgabe der Jugend, in die ich mein Vertrauen und meine Hoffnung setze. Möge ein gütiger Himmel uns helfen, würdige Ideale und edle Bestrebungen zu hegen. Welcher Art unsere Arbeit, unsere Freuden und unsere Sorgen auch sein mögen, lasset uns immer eingedenk sein, daß hinter der Arbeit, hinter den Freuden und hinter den Sorgen immer das Ideal erstrahlt. Wenn wir dieses Ideal in unserem Geiste ständig und inbrünstig hochhalten, so werden wir nicht als Gescheiterte auf der Straße des Lebens daherwanken, sondern den göttlichen Zweck unseres Daseins erfüllen.

„Eine neue Renaissance muß kommen, viel größer als die Renaissance, in der wir aus dem Mittelalter herausschritten: die große Renaissance, in der die Menschheit entdeckt, daß das Ethische die höchste Wahrheit und die höchste Zweckmäßigkeit ist, und damit die Befreiung aus dem armseligen Wirklichkeitssinn erlebt, in dem sie sich dahinschleppt." *Albert Schweitzer*

Die Führung, an die ich glaube

Von Herbert Hoover

„Es gibt einen Gott, der die Welt regiert."
Abraham Lincoln

Das gegenwärtige Ringen in der Welt ist weit mehr als nur ein Messen der Kräfte auf den Gebieten der Bewaffnung oder der Wirtschaft. Es geht viel tiefer; es rührt an die Seelen der Menschen.

Manche Menschen scheinen zu vergessen, daß nach Karl Marx die grundlegenden Dogmen des Sozialismus der Atheismus und der Ersatz des religiösen Glaubens durch den ökonomischen Materialismus waren. Der Marxismus verneint die Existenz Gottes. Er würdigt die Ideale herab und verneint den Geist.

Vor Marx, ja seit Anbeginn der überlieferten Geschichte, glaubte jede zivilisierte Menschenrasse immer an ein höheres Wesen. Alle erkannten, daß die Gesetze, die den geordneten Lauf unserer Welt bestimmen, nicht diejenigen des ökonomischen Materialismus sind.

Der religiöse Glaube ist tief in unserer westlichen Zivilisation verankert. Die Bergpredigt stellte die übersinnlichen Begriffe des Mitleides und der Nächstenliebe auf. Aus diesen Begriffen sind unsere sittlichen Grundlagen, unsere Verpflichtungen als Hüter unserer Brüder und unsere Achtung der Menschenwürde hervorgegangen.

Glauben Sie bitte nicht, daß ich unsere Zivilisation für vollkommen halte oder der Ansicht sei, daß wir keine sehr große Anzahl Probleme hätten, wenn wir nur die Lebensbedingungen unserer Völker verbessern und ihren Geist stärken würden. Diese Probleme können jedoch nur von freien Menschen gelöst werden.

Ich gehe lieber vorwärts unter Christi Führung als rückwärts unter der Führung von Karl Marx.

Wenn wir unseren Glauben und unsere Gedankenfreiheit behalten, werden sich uns — so glaube ich — immer noch neue Horizonte und neue Regionen erschließen, die uns täglich neue Gebiete des Abenteuers und des Unternehmungsgeistes, bessere Perspektiven der Schönheit und des Glaubens offenbaren werden.

(Dieser Artikel des ehemaligen amerikanischen Präsidenten Herbert Hoover erschien in der Ausgabe der Zeitschrift THIS WEEK vom 10. Juni 1956 und wird hier mit frdl. Genehmigung der United Newspapers Magazine Corp. abgedruckt.)

„Ich setze mehr Vertrauen auf das Gebet zum Herrn als auf jedes andere Prinzip auf der Welt. Wenn wir kein Vertrauen auf das Gebet zu Gott setzen können, so haben wir wohl auch kaum Vertrauen zu ihm selbst oder zu seinem Evangelium. Wir sollten zum Herrn beten und ihn um das bitten, dessen wir bedürftig sind. Mögen die Gebete dieses Volkes ununterbrochen zur rechten Zeit zum Herrn emporsteigen, so wird er sie nicht abweisen, sondern er wird sie hören und erhören, und Zion, das Reich Gottes, wird aufblühen und leuchten; es wird seine schönsten Kleider anlegen, mit der Herrlichkeit seines Gottes bekleidet werden und den Zweck seiner Gründung hier auf Erden erfüllen."

PRÄSIDENT WILFORD WOODRUFF
Discourses of Wilford Woodruff
(Reden Wilford Woodruffs), S. 221

EZRA TAFT BENSON

Das Leisten nützlicher Dienste ist die gemeinsame Pflicht aller Menschen; nur im reinigenden Feuer des Opfers wird die Schlacke der Selbstsucht verzehrt und die Größe der menschlichen Seele frei gemacht.

SICHERHEIT JENSEITS DES MATERIALISMUS

Eine neue Ausrichtung unseres Lebens ist heute nötiger denn je zuvor. Wenn die Mühen der Menschen nicht von unserem Vater im Himmel gesegnet werden, arbeiten alle umsonst, die es zu einem gesunden und dauerhaften Wohlstand bringen möchten. „Wenn der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen." (Psalm 127, 1.)

Die Lehren der Geschichte sollten uns weise Ratgeber sein. Allzuoft scheinen wir sie jedoch zu mißachten oder zu vergessen. Wir tun weise, wenn wir unseren Blick schärfen und unseren Mut, die Zukunft zu meistern, durch die sorgfältige Beachtung der kostbaren Lehren der Vergangenheit stärken. Der Mann, der nicht aus der Vergangenheit lernen kann, wird ein schlechter Sachwalter der Zukunft sein.

Menschen, die die Leistungen der ersten Mormonenpioniere — darunter als eine der eindrucksvollsten Taten die Besiedlung des Cache-Tals — bewerten wollen, sind immer beeindruckt von der Tatsache, daß die treibende Kraft dieser Pioniere ein hoher geistiger Idealismus gewesen ist. Diese Siedler waren keine eitlen Träumer. Sie waren praktische Männer und Frauen — entschlossene Realisten. Wenn sie, so glaubten sie, nur furchtlos jeder neuen Herausforderung entgegentreten würden, so würden ihre Mühen von einem allweisen Schöpfer

Die Schriftleitung freut sich, den Lesern des „STERN" hiermit Auszüge eines Vortrages bieten zu können, den Ältester Ezra Taft Benson, Landwirtschaftsminister der Vereinigten Staaten und Mitglied des Rates der Zwölf Apostel, kürzlich bei der Hundertjahrfeier der Besiedlung seiner Heimat, des Cache-Tals, an der Grenze zwischen Utah und Idaho gehalten hat.

gesegnet werden und dazu beitragen, Seine Pläne für die Menschheit zur Reife zu bringen, „daß sie das Leben und volles Genüge haben sollen".

SIE GLAUBTEN NICHT NUR

Kritische Umstände — ich wiederhole es — vermochten unsere Ahnen nicht zu erschüttern. Sie besaßen Ausdauer; sie konnten Schweres ertragen. Mit der Zuversicht, die das Ergebnis des Mutes, der Prüfung, der Entschlossenheit und der harten Arbeit ist, arbeiteten sie weiter. Sie glaubten nicht nur; sie wußten auch, daß — sofern sie das Ihrige taten und nach den göttlichen Lehren, die sie empfangen hatten, lebten — Gott sie nicht im Stich lassen würde. Nein, im Gegenteil, Er würde ihre Mühen segnen und ihrem gerechten Streben zum Siege verhelfen.

Zu unserem Glück haben diese unsere edlen Vorfahren diese Lehren des Mutes, des Selbstvertrauens, des Glaubens, der Ausdauer und der Unabhängigkeit in die Seelen ihrer direkten Nachkommen hineingetragen. Alle Geschlechter brauchen diese Tugenden in gleichem Maße.

Allzuoft habe ich in meiner Eigenschaft als Landwirtschaftsminister das Walten starker Kräfte gesehen, die unser Volk davon überzeugen möchten, daß staatliche Unterstützung an die Stelle der Früchte eigener Initiative und eigenen Einfallsreichtums treten sollte.

Eine solche Denkweise kann nur die Fesselung der menschlichen Freiheiten und am Ende die Zerstörung der Freiheit des Menschen überhaupt zur Folge haben. Wenn die ersten Siedler hier und im ganzen Lande nach einer solchen Devise gelebt hätten, so wäre dieses schöne Tal, ja unser ganzes herrliches Land, heute noch immer eine ausgedehnte, unbezwungene Wildnis, nur den Indianern bekannt, die hier schon seit Jahrhunderten lebten. Ich bete inbrünstig, daß diese wichtige Lehre der Geschichte nicht unbeachtet bleiben möge.

Wenn diese unbezähmbaren Pioniere ihre grundlegenden Überzeugungen, die sich in ihren Taten so klar offenbaren, in Worte kleiden sollten, so würden sie uns gewiß ermahnen, an die Würde der Arbeit zu glauben; an die Tatsache, daß die Welt keinem Menschen ein Auskommen schuldig ist, ihm aber wohl die Möglichkeit schuldet, selber für sein Auskommen zu sorgen.

Sie würden uns ermahnen, an den allesüberragenden Wert des Menschen zu glauben und an sein Recht auf Leben, auf Freiheit und auf das Streben nach Glück; daß dies unveräußerliche Rechte sind, in unserer Verfassung verankert und heilig gehalten von der Kirche, deren Grundziel es ist, Männer und Frauen zu gottähnlichen



Der Verfasser

Wesen in ihren Eigenschaften und Fähigkeiten zu formen.

Daß man die Schwachen nicht dadurch stärken kann, daß man die Starken schwächt.

Daß Wahrheit und Recht für eine dauerhafte soziale Ordnung unentbehrlich sind.

CHARAKTER IST DAS WICHTIGSTE

Sie würden uns ermahnen, an die Heiligkeit eines Versprechens zu glauben; daß das Wort eines Mannes so gut sein soll wie seine feierliche Unterschrift; daß Charakter — und nicht Reichtum, Macht oder Stellung — für Menschen und Völker den höchsten Wert darstellt.

Daß jedes Recht eine Verantwortung in sich schließt; jede Gelegenheit eine Verpflichtung und jeder Besitz eine Pflicht.

Daß das Gesetz für den Menschen und nicht der Mensch für das Gesetz da ist; daß die Regierung die Dienerin und nicht die Herrin des Volkes ist. Sie würden uns ermahnen, eingedenk zu sein, daß man Wohlstand nicht hervorbringen kann, indem man die Sparsamkeit mißachtet; daß Sparsamkeit für eine wohlgeordnete Lebensführung unentbehrlich ist und daß Wirtschaftlichkeit ein wesentliches Merkmal einer gesunden finanziellen Ordnung ist, sei es in der Verwaltung,

im Geschäftsleben oder in persönlichen Dingen.

Daß man auf geliehenem Geld keine wirkliche Sicherheit gründen kann.

Daß man Charakter und Mut eines Menschen nicht entwickeln kann, indem man ihn seiner Initiative und Unabhängigkeit beraubt.

Sie würden uns ermahnen, eingedenk zu sein, daß man Menschen nicht auf lange Sicht helfen kann, indem man das für sie tut, was sie selbst tun könnten und sollten.

Daß das Leisten nützlicher Dienste die gemeinsame Pflicht aller Menschen ist und daß nur im reinigenden Feuer des Opfers die Schlacke der Selbstsucht verzehrt und die Größe der menschlichen Seele frei gemacht werden kann.

Ja, sie würden uns beschwören zu glauben, daß Liebe die stärkste Kraft der Welt ist; daß es in der Liebe keine Furcht gibt; daß nur die Liebe den Haß besiegen kann und daß das Recht über die Macht triumphieren kann und wird.

Daß es einen allweisen und liebenden Gott gibt und daß die tiefste Erfüllung, das höchste Glück und der größte Nutzen des Menschen darin bestehen, im Einklang mit Seinem göttlichen Willen zu leben.

SONDERBARE LEUTE

Jawohl, die Leute, die die Gebirgstäler besiedelten, waren sonderbare Leute.

Laßt uns alle den Mut haben, sonderbar zu sein — Gott hat jedem einzelnen von uns eine Aufgabe zugedacht. Auch wir sollen Früchte tragen, Zeugen seiner Wahrheit sein durch unseren täglichen Lebenswandel hier und jetzt, in dieser Gemeinschaft, in dieser sozialen Umwelt, in dieser Umgebung und unter diesen Umständen. Wir können und dürfen nicht versagen.

Sind wir zu sehr verstrickt in den Dingen dieser Erde, zu sehr von irdischen Maßstäben besessen, zu sehr daran gewöhnt, unsere Taten danach zu beurteilen, ob sie uns Lob, Ehre, Achtung und Gewinn eingebracht haben oder nicht?

Trachten wir nach Reichtum, Ehre und Achtung, als ob sie Dinge wären, die um ihrer selbst willen begehrlich seien? Dann hängen wir mehr am Materiellen als am Geistigen, und Gottes Ziele sind nicht unsere Ziele. Erkennen wir, daß das Glück hier und jetzt darin besteht, in Freiheit, Liebe und Freude Gottes Willen für uns zu bejahen und diesen Willen in jeder Weise und in allen großen und kleinen Dingen zu befolgen?

In Vollkommenheit zu leben, heißt glücklich zu leben. Glücklich zu leben, heißt in geistiger Kraft der Vollkommenheit entgegenzuwachsen. Jede Tat, die wir in Übereinstimmung mit Gottes Willen vollbringen, trägt zu diesem Wachstum bei.

Laßt uns unser Leben nicht verzetteln! Laßt uns unser Leben zu einer Einheit machen, und laßt uns herabschauen auf unechte Ehrungen und Herrlichkeiten, die nicht Gottes Billigung haben. Laßt uns bedenken, daß weder Menschen noch Umstände an die wahre Quelle unserer Kraft und unseres Glückes herankommen können. Wir müssen unsere Sicherheit jenseits vom Materialismus dieser Welt suchen.

Wenn das sonderbar sein sollte, so laßt uns mit dankbarem Herzen nach dieser Sonderbarkeit streben.

NUR DIE *Treuen* BLIEBEN ÜBRIG

Ein nichtmormonischer Schriftsteller befaßte sich einmal mit den Verfolgungen, die zum Märtyrertum Joseph und Hyrum Smiths und schließlich zum Treck der Pioniere über die Prärien nach Utah führten.

In seinem Artikel wies er darauf hin, daß diese Verfolgung sich mit dem Feuer eines Schmelzofens vergleichen ließ: sie trennte das Gold von den Schlacken und veranlaßte die Schwachen, die Kirche zu verlassen. Und dann fügte er hinzu: „Als die Pioniere ihren Zug begannen, waren nur die Glaubensstarken übriggeblieben."

Welch bedeutungsvolles Wort: „Nur die Glaubensstarken waren übriggeblieben." Nichts stellt die Standhaftigkeit der Menschen so sehr auf die Probe als das Unglück. Nichts ist so geeignet, den Menschen über ihre wirkliche Beziehung zu ihrer Religion Klarheit zu verschaffen, wie Verfolgungen.

Heimstätten ohne Entschädigung zu verlassen; Bauernhöfe im Stich zu lassen; der Wildnis ins Auge zu sehen; Tausende von Kilometern zu Fuß zu durchwandern, um ein ihnen fast völlig unbekanntes Bergland zu erreichen — das alles erforderte Glauben. Alles dies um einer Überzeugung willen zu tun, hieß, zu dieser Überzeugung bekehrt zu sein.

Und das waren die Pioniere: Sie legten buchstäblich alles, was sie besaßen, auf den Altar Gottes. Sie verließen ihre Freunde, ihre Verwandten, ihre Heimstätten, ihre Arbeitsplätze, ja alles, was sie besaßen — um ihrer Religion willen.



ALS IHRE FÜHRER SAGTEN: „Geht", da gingen sie. Da gab es in ihren Herzen keine Frage mehr, sondern nur Vertrauen, grenzenloses Vertrauen. Und in diesem Vertrauen setzten sie Leib und Leben für ihre Sache ein.

Worauf setzten sie ihr Vertrauen? Das festzustellen, bedeutet, den wahren Grund ihrer Opferbereitschaft zu entdecken. Was trieb sie vorwärts?

Im tiefsten Grunde war es ihre Liebe zum Allmächtigen Gott und ihr Glaube an ihn. Dieses große Unternehmen wurde nicht nur aus Liebe zu Joseph Smith oder Brigham Young begonnen. Gewiß, sie liebten diese Männer, doch waren es keine persönlichen Gefühle irgendwelcher Art, die sie auf ihre gefahrvolle Reise schickten.

Nein, es war ihre Liebe zu Gott. Sie glaubten, daß Er lebt; sie glaubten, daß Er ihr Vater ist; sie wollten mehr als alles andere ihm dienen nach den Eingebungen ihres eigenen Gewissens.



SIE LIEBTEN GOTT MEHR als alle Menschen. Ihre Gefühle für Ihn und für Sein Wort überstiegen jedes irdische Maß. Für sie galt es nicht, eine Wahl zu treffen zwischen menschlichen Neigungen und göttlichem Willen. Dieser war für sie entscheidend. Wer war denn der kleine Mensch, daß sie ihm erlauben sollten, sich zwischen sie und Gott zu stellen?

Weil sie Gott so sehr liebten, stellten sie Ihn allem und jedem voran. Ihre Pflicht Ihm gegenüber nahm in ihrem Leben die erste Stelle ein. Wenn ihre Heime ihrer Verehrung Gottes im Wege zu stehen drohten, so wurde das Heim eben geopfert. Wenn das Verbleiben bei ihren Freunden und

Verwandten sie daran hindern sollte, Gott so zu dienen, wie sie es wünschten, so mußten sie sich von ihren Freunden und Verwandten eben trennen. Wenn die Anbetung Gottes nach ihrer Art es mit sich brachte, über Prärien und Berge zu wandern; unterwegs Krankheiten zu überstehen; mit ansehen zu müssen, wie manche ihrer Lieben vor Erschöpfung und Müdigkeit auf den windigen Ebenen des Mittleren Westens zusammenbrachen und starben, so wollten sie dies alles ertragen. Gott stand über allem; Er würde es ihnen vergelten. Für sie war das Wort „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit" eine große Realität und eine wunderbare Gelegenheit.



TIEF IN IHREN SEELEN WAR der feste Glaube eingebrannt, daß die wahre Kirche im Verlaufe der Jahrhunderte den Menschen verlorengegangen und in den Letzten Tagen durch göttliche Offenbarung hier in Amerika wiederhergestellt worden war.

Neue Propheten wurden erweckt; es waren Apostel, Seher und Offenbarer. Neue Schriften entstanden. Engel besuchten die Erde wie in alten Zeiten. Einige dieser Vorfälle hatten manche der Pioniere persönlich miterlebt. Sie wußten, daß ihre Wahrheit feststand. Es konnte keinen Zweifel geben. Mochten Menschen auch schimpfen; es sollte sie nicht stören. Gott war ihnen so wichtig. Er war ihr Vater, und Sein geliebter Sohn war ihr Erlöser.

Also machten sie sich auf den Weg, damit sie Gott in ihrer eigenen Weise anbeten könnten — und zwar in Frieden. Sie bahnten einen Weg. Sie erwarteten, daß sich andere finden würden, um in ihren Spuren zu folgen. Und es fanden sich viele — mehr als eine Million Menschen.

„Ihr wisset, daß es zu den Eigentümlichkeiten unseres Glaubens und unserer Religion gehört, niemals den Herrn zu bitten, irgend etwas zu tun, ohne selbst bereit zu sein, ihm nach unseren besten Kräften dabei zu helfen; dann wird der Herr das Übrige tun.
Ich werde den Herrn nicht bitten, das zu tun, was ich selbst zu tun nicht bereit bin.
Bittet Gott nicht, euch Erkenntnis zu gewähren, wenn ihr überzeugt seid, diese Erkenntnis nicht bewahren und nicht im rechten Sinne weiterentwickeln zu können."

PRÄSIDENT BRIGHAM YOUNG
Discourses of Brigham Young
(Reden Brigham Youngs), S. 43

Ein neues Blatt ...

PRÄSIDENT DYER UND SEINER GATTIN ZUM ABSCHIED



Kenneth B. Dyer

Wiederum wird ein neues Blatt in der Geschichte dieser Mission aufgeschlagen: Präsident Kenneth B. Dyer und seine Gattin kehren nach treu erfüllter Mission in ihre Heimat zurück, und ein neues Missions-Elternpaar, Prof. Dr. Theodor Moyle Burton und Gattin, treten an ihre Stelle.

Dieser traditionsbedingte Wechsel in der Missionsleitung hat im Hinblick auf unsere neuen Missions-Eltern — auf deren Ankunft und die Zusammenarbeit mit ihnen — eine angenehme Seite; er hat aber auch eine weniger angenehme Seite, der Abschied von Familie Dyer, denen wir für Jahre in Freud und Leid verbunden waren.

Seit der Zeit, da Präsident Dyer seine Mission begann — das war im Dezember 1953 — sind wir Zeugen seines selbstlosen Wirkens gewesen. Viele von uns haben seine sorgende und teilnehmende Hand verspürt, niemand hat ein hartes Wort oder eine unfreundliche Geste von ihm erfahren.

Seine große Bescheidenheit ließ den Gedanken besonderer persönlicher Leistung nie aufkommen. Trotzdem oder gerade deshalb war seine Arbeit sichtbar gesegnet. Seine Amtszeit ist von einer Reihe ungewöhnlicher Ereignisse gekennzeichnet.

Zunächst erinnern wir uns der zahlreichen Bauvorhaben, die in verschiedenen Gemeinden durchgeführt werden konnten, und mit denen allein schon ein gerütteltes Maß an Arbeit verbunden war. Präsident Dyer hat diese Arbeit neben seinen anderen



Bernice O. Dyer



Carleen Dyer

vielseitigen Aufgaben mit großer Beharrlichkeit und zumindest auch mit ungewöhnlichem Geschick wahrgenommen. Er war zutiefst davon überzeugt, daß die Versammlungen der Gemeinden in würdigen und — nach Möglichkeit — in eigenen Häusern abgehalten werden sollten.

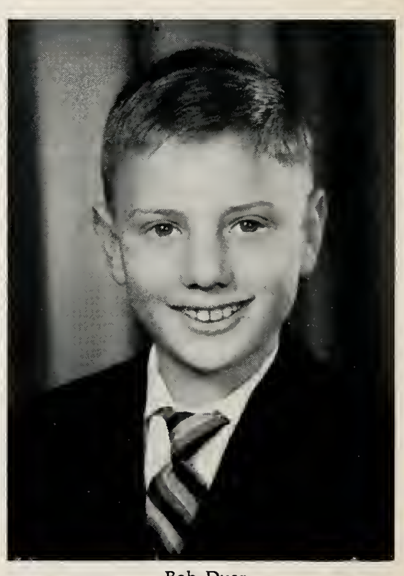
So konnten während seiner Missionszeit folgende Gemeindehäuser ihrer Bestimmung übergeben werden: Stuttgart, Wuppertal, Düsseldorf, Heidelberg, Nürnberg, Freiburg. (In zahlreichen anderen Gemeinden konnten Grundstücke gekauft oder Gemeinderäume hergerichtet werden.)

Fast jeder Bau erforderte langwierige Verhandlungen und zahlreiche Reisen, Besprechungen mit den Architekten und den Behörden, so daß es sehr bemerkenswert bleibt, daß Präsident Dyer alle diese Bauvorhaben erfolgreich beenden konnte.

Noch erstaunlicher ist jedoch die Tatsache, daß die eigentliche Arbeit als Leiter der Mission nicht zu kurz kam, ja daß Präsident Dyer nicht nur mit den Sorgen und Problemen jeder einzelnen Gemeinde vertraut war, sondern sich häufig noch um persönliche Angelegenheiten einzelner Mitglieder kümmerte und an ihrem Geschick innigen Anteil nahm.

Trotz der Auswanderung vieler Geschwister ist ein erheblicher Fortschritt in fast allen Gemeinden und Teilen der Mission zu verzeichnen. Eine ganze Anzahl neuer Gemeinden konnte organisiert werden, z. B. die Gemeinden Osnabrück, Bad Godesberg, Rheydt, Bochum. In zahlreichen anderen Städten wurde die Missionsarbeit eröffnet, z. B. in Aachen, Bonn, Kaiserslautern, Solingen, Würzburg, um nur einige zu nennen. Gegenwärtig zählt die Westdeutsche Mission 60 Gemeinden. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß im Juni 1954 ein Teil der Mission, hauptsächlich Niedersachsen, der Ostdeutschen Mission angegliedert wurde, wodurch sich die Mitgliederzahl um 2000 verringerte.

Präsident Dyer beschränkte sich niemals allein darauf, nur Anordnungen zu erteilen, sondern er versuchte immer, das Verständnis für die Richtigkeit seiner Anordnungen zu wecken. Dinge, die nicht reif zur Entscheidung waren, wurden von ihm geduldig und



Bob Dyer

in ausführlichen Gesprächen mit den Beteiligten geklärt, wobei er sorgfältig die Meinungen anderer beachtete und Meinung und Gegenmeinung miteinander abwog. Immer versuchte er, Härte zu vermeiden und Schwierigkeiten zu mildern.

Dieser seiner menschlich aufgeschlossenen Art ist es zweifellos mit zuzuschreiben, daß seine Mitarbeiter mit ihm durch dick und dünn gingen und daß er so verschiedenartige Aufgaben lösen konnte. Es lag in seiner Natur, nichts unbeachtet zu lassen, und er selbst litt am meisten, wenn es hier und da an der Möglichkeit fehlte, Abhilfe zu schaffen, oder gar wenn gewisse Differenzen unter den Mitgliedern oder Beamten auftauchten. Auch in der Durchführung größerer Veranstaltungen hatte er eine glückliche Hand. Neben den Missionars- und Soldatenkonferenzen sei vor allem an die gelungene Jugendtagung 1956 in Wiesbaden erinnert.

Seine besondere Sorge und Liebe galt der Verbesserung des Schrifttums der Kirche. Auf die Neugestaltung der Heftchen und Traktate, der Leitfäden und Bücher nahm er maßgebenden Einfluß, so daß diese Druckwerke in erheblich geschmackvollerer Ausführung vorliegen als früher. Als sich herausstellte, daß der „Stern" in seiner bisherigen Form nicht mehr anziehend genug wirkte und die Zahl der Abonnenten zurückging — z. T. auch durch die Auswanderungen bedingt —, stellte er sorgfältige Überlegungen mit seinen Mitarbeitern an, wie dem abzuhelfen sei. Ohne wesentliche Mehrkosten wurde die neue Form gefunden, die den „Stern" zu einer ansprechenden Zeitschrift macht.

Niemals hat Präsident Dyer gezögert, alles an Last und Verantwortung auf sich zu nehmen, was durch die Arbeit und die Probleme der Mission an ihn herangetragen wurde, und wir können verstehen, daß seine Gattin oft mit Sorgen erfüllt war, daß er sich mehr zumutete, als seiner Gesundheit zuträglich war.

Schwester Dyer stand ihrem Gatten in guten und schlechten Tagen treu zur Seite. Darüber hinaus war sie um das Wohlergehen der Missionare besorgt wie eine Mutter. Sie achtete insbesondere auf die Einhaltung einer gesunden Lebensweise und half in dieser Hinsicht mit Rat und Tat, wo sie nur konnte. Für viele Missionare, die in verhältnismäßig jungen Jahren ihr Elternhaus verlassen hatten, war dies eine wertvolle Hilfe. Ohne viel Aufsehen hat Schwester Dyer in ihrer stillen Art auch die Frauenhilfsvereinigungen sehr gefördert. Am Ende ihrer Mission sind etwa doppelt so viele Frauenhilfsvereinigungen vorhanden als zu Beginn. Die Zahl der Primarvereinigungen ist von 10 auf 37 gestiegen. Alle diese Zahlen können indessen nicht das Maß an Liebe und Wohlwollen darstellen, das Schwester Dyer um sich verbreitete.

Wenn nun beide ihre Heimreise antreten, werden viele gute Wünsche und die Gedanken der Missionare und Mitglieder mit ihnen gehen. Immer werden wir uns ihres hingebungsvollen und opferreichen Wirkens in Liebe und Dankbarkeit erinnern, denn „das Gedächtnis der Gerechten bleibt im Segen". (Sprüche 10:7)

Ronald W. Passey

Anmerkung: Dieser Aufsatz ist der Ausdruck der Empfindungen aller derjenigen, die das Vorrecht hatten, mit Präs. Dyer zusammenzuarbeiten und ihn und seine Gattin näher kennenzulernen. Die Veröffentlichung erfolgt bereits außerhalb der Zuständigkeit und Verantwortlichkeit von Präs. Dyer, der den Inhalt nicht kannte und auf den Abdruck keinen Einfluß mehr hatte.



Wallace Stegner:

DER MORMONENTRECK

Als Pioniere und Kolonisten waren sie komisch anzusehen — fahlgesichtige Männer und Frauen aus den Großstädten, alte Leute, schwächliche Kinder — aber mit unbezähmbarer Energie durchwanderten sie zu Fuß mehr als 2000 km Prärie- und Bergland unter sengender Hitze und in jagenden Schneestürmen, und sie besiegten den leibhaftigen Tod in einer der erregendsten Episoden der Besiedlung des amerikanischen Westens.

In seiner ganzen bewegten Geschichte hat der amerikanische Westen niemals einen so unmöglich aussehenden Kolonistenhaufen gesehen wie die 499 Menschen, die in den letzten Maitagen des Jahres 1856 an den Ufern des Iowa-Flusses unweit der Stadt Iowa City ihr Lager aufgeschlagen hatten. Nicht, daß ihr Aussehen so bunt und malerisch war — es war nur unwahrscheinlich. Wenn man unter ihnen nach sonnengebräunten, entschlossenen und wetterdurchfurchten Gesichtern Ausschau gehalten hätte, so hätte man an deren Stelle nur eingefallene Wangen, fahle Gesichtsfarbe, schlechte Zähne und schmale Brüste gefunden; kurz, sämtliche Merkmale ungesunder Arbeit und schlechter Ernährung. Lärmend vor Freude über die neugewonnene Freiheit streunten Kinder auf spindeldürren Beinen durch das Zeltlager und bestaunten die vielen, ihnen fremden Dinge. Es gab viele Grau- und Weißhaarige, viele Frauen. Alles in allem sahen diese Menschen eher nach Tagesausflüglern aus den Armenvierteln der Großstadt aus, als nach Kolonisten, die im Begriffe waren, die Prärien zu durchqueren.

Bevor sie aus ihren überfüllten Ein-



wandererschiffen an Land gesetzt, in Züge verladen, zum Endpunkt der Rock-Island-Eisenbahnlinie verfrachtet und hier, an der Schwelle des Westens, abgeliefert worden waren, hatten die meisten von ihnen niemals ein Zelt aufgeschlagen, niemals auf dem Erdboden geschlafen, im Freien ihr Essen gekocht oder ein Lagerfeuer angelegt. Sie besaßen keine der Fähigkeiten, die den Grenzer ausmachen, doch besaßen sie etwas von dem, das den Helden ausmacht.

Es waren hauptsächlich Waliser und Engländer aus den elenden Kohlengruben und Textilstädten der damaligen Zeit; Erfolglose und Arme; Ausgestoßene des Lebens. Doch was sie nun vorhatten, war so vermessen, daß es fast erhaben war. Obwohl besitzlos, schlecht ausgerüstet, ungeübt und unerfahren, wollten sie versuchen, entlang des Mormon-Trails, der Mormonen-Wagenspur, mehr als 2000 km von Indianern bewohnte Gebiete zu durchqueren und das Zion der Mormonen in der Großen Salzseestadt zu erreichen. Und das alles zu Fuß, ihre Habseligkeiten auf zweirädrigen Handkarren hinter sich herziehend! Dies war der wahre Höhepunkt jener historischen Völkerwanderung, die als der Zug der Mormonen bekannt ist, einer der großen Menschenströme, die sich in den Westen Nordamerikas ergossen und ihn besiedelt haben. Oregon, Kalifornien und Great Salt Lake City waren die drei Ziele der frühesten Westkolonisten; zwar lockte das Mormonenheiligtum am Rande des Großen Beckens weniger Zuwanderer an als die beiden anderen Zentren, doch diejenigen, die es anzog, kamen zu ihm wie Eisenspäne zum Magneten, beflügelt von glühendem religiösem

Die Leistungen der Mormonen bei der Besiedlung des amerikanischen Westens sind allgemein anerkannt. Indessen wurde wohl kaum ein schöneres Epos auf die Mormonen - Pioniere geschrieben als der folgende Bericht, der in der weltbekannten und millionenfach verbreiteten Zeitschrift „Coliers" erschien. Der Verfasser dieses Aufsatzes, ein prominenter amerikanischer Journalist, läßt Ergriffenheit und innere Anteilnahme spürbar werden.
Für den Nachdruck, den wir aus räumlichen Gründen leicht kürzen mußten, sagen wir der Schriftleitung und dem Verlag von „Coliers" aufrichtigen Dank!

Eifer und dem Glauben, daß sie den Himmel auf Erden ererben würden, wenn sie nur erst „in Zion versammelt" waren, nahe dem Tempel und dem Herzen der Kirche. Die Kirche



Handkarren-Pioniere
(Bildwerk von T. S. Knophus)

wuchs damals in erster Linie durch die Werbung und Bekehrung von Einwanderern aus dem Ausland; diese Arbeit fand hauptsächlich in Skandinavien und auf den Britischen Inseln statt. Bei seinen Überlegungen, wie man Siedler zum Zion der Mormonen bringen könne, obwohl weder die Be-



kehrten selbst noch der ständige Einwanderungsfonds der Kirche mehr als einige wenige Dollar pro Kopf aufzutreiben vermochten, hatte Präsident Brigham Young selbst das „Handkarren-Projekt" entworfen. „Laß sie ihre Lenden umgürten und herkommen", sagte er, „und nichts wird sie hindern oder aufhalten."

Im Sommer 1856 waren 2000 bis 3000 Menschen, die in fünf großen Karawanen zusammengefaßt waren, bereit, Bruder Brigham beim Wort zu nehmen und seine Methode auszuprobieren. Ihr Glaube war stark, und ihre kirchlichen Berater versicherten ihnen, daß sie ohne Zugtiere — die ja ausbrechen oder von Indianern abgetrieben werden könnten — sogar schneller und sicherer vorwärtskommen würden, als die meisten bespannten Wagenzüge. Die Geschichte dieser fünf Handkarrenzüge, von denen drei Iowa City im Juni und zwei im Juli verließen, ist eine Geschichte der Entbehrung und des Heldentums, gekrönt vom Schrecken. Der Haufen jener Einwanderer, die Ende Mai an den Ufern der Iowa lagerten, sollte die beiden ersten der fünf Züge bilden. Ihr Los sollte die Entbehrung und das Heldentum sein; der Schrecken kam erst später.

Bisher hatten sie — von Zugfenstern und Bahnsteigen aus — von Amerika erst recht wenig gesehen und so gut wie gar nichts erlebt; aber jetzt, am Iowa-Fluß, waren sie den unbekannten Gewalten der Neuen Welt ausgeliefert: zuerst einer Hitzewelle, dann einem mehrtägigen Wolkenbruch, dazu unbekannten, stechenden Insekten und einer nie vorher erlebten Krankheit, die sie „Amerikanisches Fieber" nannten, und der mehrere Kinder zum Opfer fielen. Archer Walters, ein Tischler aus Sheffield, der die Handkarren für die Reise zusammenbastelte, mußte seine Arbeit mehrfach unterbrechen, um kleine Särge zu zimmern. . .

Aber eines Tages waren alle Karren fertiggestellt. Sie waren aus Eichenholz und amerikanischem Nußholz gefertigt und hatten die Breite eines Ochsenfuhrwerkes, so daß sie leicht in der vorhandenen Wagenspur des Mormonen-Trails und des Oregon-Trails rollen würden. Mit Freude und Dankbarkeit, aber auch mit etwas Wehmut — die Ladegrenze betrug nur 17 Pfund für Erwachsene und 10 Pfund für jedes Kind — beluden die Kolonisten ihre Karren. Sie formierten sich nun in zwei Zügen, und am 9. Juni ergoß sich der erste Zug in einer langen Kette von Wagen über die wellige Prärie Iowas, während am 11. sämtliche 100 Handkarren der beiden Züge in Bewegung waren. Ihnen folg-



Bei der Durchwanderung einer Ortschaft in Iowa am Anfang des Trecks, als man noch nicht an Gefahren dachte.

ten fünf von je drei Ochsengespannen gezogene und mit Lebensmitteln beladene Fuhrwerke — die einzigen Fuhrwerke im ganzen Zug.

Es war fast wie eine Feier, mit Spielen, Witzen und guter Laune. Abends tanzten sie nach der Musik der Kapelle, die sie nun schon seit ihrer Abreise von Birmingham in England begleitete. Sonntags wurden Morgen- und Abendversammlungen mit Gebet und Ermahnungen für alle und Rügen für die Undisziplinierten abgehalten.

Doch von Anfang an gab es in manchen Familien auch Krankheit und Sorge, und Archer Walters mußte nach wie vor Kindersärge anfertigen. Die Betroffenen beugten sich jedoch Gottes Willen und vertrauten auf Seine Verheißungen.

Mit einem Lied auf den Lippen überquerten sie den schmutzigen Missouri und erreichten Florence, unweit des heutigen Omaha. Hier waren die Winterquartiere des ersten Mormonenzuges gewesen, wo die Pioniere des Jahre 1846 einen so schrecklichen Winter verlebt hatten. Doch die ersten beiden Handkarrenzüge — wenn sie auch eine Anzahl Tote zu beklagen hatten — waren in guter Verfassung, als sie in Florence eintrafen. Sie hatten in einem Monat 500 km zurückgelegt; die Sonne hatte sie braun gebrannt, und das Lagerleben hatte ihre Muskeln gekräftigt. Es gabe weniger Kranke, und die Kinder marschierten auf schwieligen Füßen nach der Musik der Birminghamer Kapelle. Einige wenige Pilger, die des Marschierens in der Hitze, im Staub und in Unwettern überdrüssig waren, verließen die Wanderer, als diese rasteten und ihre Wagen ausbesserten; doch die übrigen brachen am 20. Juli nach einer zehntägigen Ruhepause guten Mutes wieder auf, um die mehr als 1600 km lange, unbesiedelte Wildnisstrecke zu überwinden, die sie noch von Zion



Winter-Quarters
(Bildwerk von Avard Fairbanks)

trennte. Sie reisten weiterhin in zwei Gruppen.

So zogen sie weiter, seufzten unter der sengenden Augustsonne, schützten sich, wie es nur irgend ging, vor der Unbill des Präriewetters, durchwateten die Flüsse, flickten ihre verzogenen und wackligen Karren, sahen Indianer und Büffel, und aßen etwas frisches Fleisch, wenn auch fast nie genug. Und ein Meilenstein nach dem anderen auf der endlos langen Mormonen-Wagenspur blieb hinter ihnen zurück: die Gabelungen des Platte-Flusses, die Aschensenke, der Kaminfelsen, Scotts Bluff und Fort Laramie. Bruder Ellsworth, der Führer der ersten Gruppe, der auch Archer Walters und seine Familie angehörten, sprach zu den Pilgern auf den „Versammlungen" und lobte sie, weil sie sich jetzt weniger untereinander zankten; doch sprach er flammende Worte gegen die Diebe, die Lebensmittel von den Fuhrwerken gestohlen hatten. Wenn aber jemand stahl, dann doch wohl nur aus Hunger, denn die Rationen waren nun schon sehr klein geworden. . .

„Sehr ärmlich, schwach und hungrig", so schrieb Archer Walters in seinem Tagebuch, überquerten sie den Platte-Fluß zum letzen Mal. Sie machten nun Tagesmärsche von mehr als 40 km, denn Captain Ellsworth wußte, daß die Zeit drängte. Schließlich, am 26. September, einem schönen Herbsttag, traten sie aus dem Emigration-Canyon heraus, von wo aus vor neun Jahren die ersten Pioniere das Salzseetal erblickt hatten, und sahen nun, wie die halbe Bevölkerung Zions sich versammelt hatte, um sie willkommen zu heißen und ihnen zuzujubeln. Auch Brigham Young und sein erster Ratgeber Heber C. Kimball waren da, zusammen mit dem Blasorchester Captain Pitts. Den Pilgern war es, als erblickten sie den Erzengel Gabriel mit seinem himmlischen Chor.

Das Fußvolk Zions wurde als Brüder und Schwestern begrüßt, und ihm wurde zugejubelt, so daß manche Pilger Freudentänze aufführten und andere in Tränen ausbrachen, während noch andere mit Wehmut der Gräber längs der Spur gedachten. Als aber die Heiligen aus dem Tale sie fragten, weshalb sie ihre Ankunft nicht angekündigt hatten, zogen die Pilger mit Stolz die Briefe hervor, die sie 1500 km zurück in Florence am Missouri geschrieben hatten und die sie niemandem hatten geben können. Das Fußvolk mit den Handwagen, die Armen aus den Hinterhöfen Europas, der zerlumpte Zug alter Männer, Frauen, Kinder und Familien aller Größen und Altersklassen war allen anderen auf ihrem Wege davongelaufen. Kein Ochsen- oder Maultiergespann, nicht einmal ein Reiter hatte sie überholt.

Im Auditorium der Stadt berichtete Captain Ellsworth vor den versammelten Heiligen über ihre Erfahrungen. Er persönlich bedaure, so sagte er, daß sie überhaupt bespannte Fuhrwerke mitgeführt hatten. Nicht nur seien sie dadurch häufig aufgehalten worden, da man wiederholt auf die Gespanne warten oder verirrte Ochsen habe suchen müssen. Das Vorhandensein der Lebensmittelwagen habe außerdem den Glauben der Brüder und Schwestern geschwächt: jedesmal, wenn sie sich etwas krank fühlten, hätten sie fahren wollen.

„Hätten wir für solche Leute keine Wagen zur Verfügung gehabt", sagte Captain Ellsworth, „so bin ich überzeugt, daß es bei uns keine Kranken oder Schwache gegeben hätte, und daß ihr Glaube stark im Namen des Herrn gewesen wäre."

Vielleicht. In den Ohren Harriet Walters, die zwei Drittel der Reise todkrank gewesen war und hatte zusehen müssen, wie ihr geduldiger Gatte sich fast zu Tode schuften mußte, wie er sie oder ihre kranke Tochter Sarah zog, den ganzen Tag marschierte, am Abend Wagen ausbesserte oder Särge zimmerte und schließlich das Tal mehr tot als lebendig erreichte, muß diese Äußerung Ellsworths sehr hart geklungen haben. Sie schien ihr wohl noch härter, als zwei Wochen später Archer Walters an den Folgen der Reise nach Zion verstarb. Aber in einer Hinsicht hatte der fanatische Ellsworth recht: je mehr der Herr von Seinem Volke verlangte, um so mehr würden sie hergeben.

Die ersten beiden Gruppen meinten, daß sie, allen Unterstellungen Captain Ellsworths zum Trotz, reichlich viel hergegeben hatten. Den nachfolgenden Gruppen sollte aber noch mehr abverlangt werden.

☆

Zwei Wochen, nachdem die ersten 500 Menschen Iowa City verlassen hatten, folgte eine hauptsächlich aus Walisern bestehende Gruppe ihnen nach. Diese dritte Gruppe hatte, abgesehen von den normalen Schwierigkeiten und den erwarteten gelegent-

lichen Sterbefällen, eine so phantastisch glückliche Reise, daß die Vorzüglichkeit des Handkarrenprojektes Brigham Youngs ein für allemal erwiesen schien. Obwohl diese Gruppe viele alte Leute zählte — eine 73jährige Frau marschierte jeden Schritt der Strecke aus eigener Kraft —, schaffte sie am Tage im Durchschnitt über 30 km, während ein normal bespannter Zug es durchschnittlich noch nicht einmal auf 20 km brachte. Mit lauten Hosiannarufen trafen diese Pilger nur eine Woche nach den ersten Gruppen im Salzseetal ein.

Aber später in jenem Sommer versuchten es noch zwei andere Gruppen, und ihr Geschick war ein ganz anderes. Einige von diesen Pilgern hatten sich erst Ende Mai in Liverpool eingeschifft. Es wurde Juli, bis sie sich in Iowa City zusammentaten, und sie fanden dort weder fertige Handkarren vor, noch getrocknetes Bauholz, um welche anzufertigen. So mußten über 1000 Menschen eine lange, sorgenerfüllte Zeit warten, bis aus grünem Holz 260 Wagen gezimmert werden konnten. Am 15. Juli setzten sich 500 von ihnen endlich in Marsch. Bei den restlichen 576 dauerte es bis zum 26. Juli.

Bis zum Missouri ging alles nach Wunsch. Die erste Gruppe unter Captain Willie erreichte den Fluß am 11. August, und die zweite, unter Captain Martin, am 22. August, als die Willie-Gruppe noch in Florence rastete und ihre Wagen reparierte.

Auf einer großen, gemeinsamen Versammlung debattierten die beiden Gruppen über die Frage, ob sie das Risiko eingehen sollten, noch zu so später Jahreszeit die Weiterreise zu wagen. Sie begingen den Fehler, den schon viele andere, weitaus erfahrenere Westfahrer vor ihnen gemacht hatten: sie verließen sich auf günstiges Wetter. Ihre Sehnsucht nach Zion verleitete sie zu dem Glauben, daß der



Pionierfrau

Herr um seiner Lämmer willen den Wind mildern und den Wintereinzug aufhalten werde.

Auf jeden Wagen legten sie als Rücklage einen zusätzlichen Zentner Mehl. Tapfer schleppten die menschlichen Zugtiere ihre überladenen Karren vorwärts, und die Karren hielten die Last auch aus, jedenfalls so lange, bis der Zug die unsichtbare Linie überschritt, die den feuchten Mittelwesten vom trockenen Westen scheidet. Da begannen die grünen Wagen sich zu verziehen, auseinanderzufallen und zusammenzubrechen, und ihre kreischenden Achsen aus Holz nutzten sich nun schnell unter der mahlenden Wirkung des Sandes ab. Jeden Abend mußten sie jetzt ihre Karren flicken und die Achsen schmieren mit Seife, Speckschwarte oder was

es sonst an Glattem gab, und am Tage eilten sie weiter. Die beiden Gruppen lagen ungefähr eine Woche auseinander. Ihnen beiden folgten noch zwei weitere Gruppen Mormonen in ochsenbespannten Fuhrwerken, die sich womöglich noch mehr beeilten, um dem Winteranfang zuvorzukommen.

Die Willie-Gruppe erreichte Fort Laramie am 1. September. Jetzt begann das Schwerste: eine 800 km lange, ununterbrochene Gebirgsstrecke, die in großer Höhe, wo die Kälte früh einsetzt, zurückgelegt werden mußte. Bis jetzt hatten die Wanderer zwar manche Sterbefälle zu verzeichnen gehabt, doch waren sie immer noch in guter Verfassung. Nun aber mußten die Mehlrationen auf dreiviertel Pfund täglich und bald auf noch weniger herabgesetzt werden.

Bei ihrem mühsamen Aufstieg durch das Sweetwater-Tal und der Besteigung des langgestreckten, steilen Hanges, der zur Kontinentalen Wasserscheide führt, wurden die Nächte länger und länger. Die Todesfälle nahmen erschreckend zu. „Bald", so schrieb später ein Überlebender, „kam es uns ungewöhnlich vor, wenn wir eine Lagerstätte verlassen mußten, ohne dort einen oder mehrere Menschen beerdigt zu haben."

An einem grauen Oktobertag spürten die sich in einer langen ärmlichen Kolonne mühsam vorwärtsbewegenden Menschen, wie etwas ihr Gesicht streifte, und sie blickten auf: Schnee. Schweigend und geduldig mühten sie sich weiter. Einen müden Schritt nach dem anderen schleppten sie sich noch einige Kilometer weiter und schlugen dann bei einigen Weiden ihr Lager auf. Als sie aufwachten, lag der Schnee einen Fuß tief; ihre wenigen, ausgehungerten Zugtiere hatten sich im Schneesturm verirrt, und es gab fünf neue Leichen zu begraben.

Ohne Kraft, um ihr Vieh einzutreiben oder weiter zu ziehen, blieben sie hier im Schnee stecken, und da der Erdboden hartgefroren und ihre Kraft erloschen war, konnten sie nicht einmal mehr Gräber für ihre Toten ausheben, sondern mußten sie einfach alle zusammen in einer Schneewehe verscharren.

☆

Mehrere Tagesreisen hinter ihnen hatte die Martin-Gruppe Red Buttes und die letzte Furt über den Platte-Fluß erreicht. Kaum hatten sie mit Todesverachtung den eiskalten, Treibeis führenden Fluß durchwatet und am jenseitigen Ufer ihr Lager aufgeschlagen, da wurden auch sie vom ersten Schnee überrascht.

Drei Tage lang saßen sie da; sie konnten nichts anderes tun. Die Sterbe-



Zwei Gruppen verließen Iowa im Juli, zu spät im Jahr. Der Winter überraschte sie unterwegs. Viele der ärmlich gekleideten und erschöpften Handkarrenpilger starben im Schnee.



Angehörige der zweiten Gruppe, viele bereits ohne Schuhe, durchwandern den Echo Canyon, rund 80 km von ihrem Bestimmungsort entfernt. (Nach einem Wandgemälde von Fausett in Salt Lake City)

fälle wurden so zahlreich, daß sie aus den stärksten Männern ein Beerdigungskommando zusammenstellen mußten. Margaret Dalglish, ein ursprünglich wohlgenährtes schottisches Mädchen, das jetzt allerdings nur noch aus Haut und Knochen bestand, bei alledem jedoch ihren Mut behalten hatte, schaute eines Abends auf ein anderes junges Mädchen am Lagerfeuer und sah sie sterben, als sie gerade einen Keks zu ihrem Munde führen wollte. Wenige Tage später schaute sie zu, wie 18 Menschen aus der Gruppe in einem gemeinsamen Schneegrab bestattet wurden.

Als der Sturm sich legte, schleppten sie sich einige Kilometer weiter zum Sweetwater-Fluß hin, doch bevor sie ihn erreichten, rief ein neuer mehrtägiger Sturm ihnen aufs neue ein Halt zu. Und als sie endlich weiterzogen, waren sie bereits am Abend des zweiten Tages alle so erschöpft, daß niemand in der Gruppe noch die Kraft besaß, sein Zelt aufzuschlagen. So saßen sie die ganze Nacht da — ohne Hoffnung, fast ohne Gedanken, mit nichts anderem mehr als dem kleinen, zähen Funken Leben, der sich nie ganz auslöschen ließ.

☆

Während der Oktoberkonferenz der Kirche, als die Siedler aus allen Siedlungen in Zion sich in Massen versammelten, trafen Missionare mit Nachrichten über die Willie- und Martin-Gruppen in Salt Lake City ein. Sofort unterbrach Brigham Young die Konferenz und rief nach Wagen, Vorräten und Freiwilligen. Nun, in solchen Situationen war das Mormonenvolk von keinem in der Welt zu schlagen; dazu hatte es selbst zu viele Krisen gemeistert, und es fühlte sich brüderlich verbunden mit den Bekehrten, die sich da über die Berge zu ihnen vorwärtsschleppten. Siebenundzwanzig junge Männer machten sich mit ganzen Wagenladungen Lebensmittel, warmer Bekleidung und Decken auf den Weg.

Für die Rettungsmannschaft selbst war die Aufgabe kaum leichter als für die Wanderer: 500 bis 700 Kilometer winterlicher Hochgebirgslandschaft mußten in fast pausenloser Fahrt bewältigt werden. Sie jagten rücksichtslos vorwärts und hielten ununterbrochen Ausschau nach der Vorhut der Wanderer. Doch nichts und niemand war zu sehen. Als sie Fort Bridger erreicht und immer noch niemand gefunden hatten, kam ein neuer Sturm aus dem Norden und zwang sie, Halt zu machen. In dieser selben Nacht, am 20. Oktober, erschienen aus dem Schneesturm Captain Willie und einer seiner Gefährten, zwei erschöpfte und durchfrorene Männer auf ebenso erschöpften Tieren, und sagten den Rettern, daß es wohl keinen Zweck mehr habe, überhaupt noch zu kommen, wenn sie nicht sofort weiterzögen.

Da brachen sie unmittelbar ihr Lager ab und machten sich aufs neue auf den Weg. Sogar diese erfahrenen, robusten, wohlgenährten jungen Männer wurden bis zur Grenze ihrer Leistungsfähigkeit beansprucht, aber sie machten nun nicht eher halt, bis sie das Lager der Willie-Gruppe erreicht hatten. In der Nacht, bevor die Rettung eintraf, waren neun weitere Menschen gestorben. Die übrigen waren seit 48 Stunden ohne Nahrung. Die Retter legten große Feuer an und verteilten Kleidung, Decken und Lebensmittel. Aber obwohl die Gruppe ein Sechstel ihres ursprünglichen Bestandes verloren hatte, zählte sie immer noch über 400 Menschen, weit mehr als die Rettungsmannschaft ernähren oder einkleiden konnte. Und weiter zurück lag noch die Martin-Gruppe, die genau so schlecht, wenn nicht noch schlechter dran war. Also verteilten sich die Retter: die eine Hälfte verblieb bei der Willie-Gruppe, um sie nach Fort Bridger zu geleiten; die andere eilte weiter, um die Martin-Gruppe zu finden. Sie traf sie in ihrem Zeltlager zwischen Red Buttes und dem Sweetwater an, in Erwartung des Endes. Seit der Überquerung der Platte vor neun Tagen waren 56 Menschen gestorben.

Und auch jetzt, wo beide Gruppen — und bald darauf sogar auch die noch weiter zurückliegenden Wagenzüge — aufgefundenen worden waren, war die Rettung noch keineswegs sicher. Erschöpfung und Tod waren durch das Eintreffen einer geringen Anzahl Männer mit einer kleinen Ladung Lebensmittel und einer großen Ladung Hoffnung noch immer nicht ausgeschaltet. Das Sterben ging weiter, und es kostete manche Tage harter und verzweifelter Arbeit, um die schwer angeschlagenen Gruppen zum Grünen Fluß zu geleiten, wo neue, von Brigham Young in Marsch gesetzte Versorgungswagen eintrafen, und wo es Unterkunft und Brennholz gab. Die bespannten Züge sollten Salt Lake in jenem Jahr überhaupt nicht mehr erreichen, sondern mußten in Fort Bridger überwintern.

Es fällt schwer, sich die Gefühle des Errettetseins, die taumelnde Freude, vom äußersten Rande des Abgrundes zurückgerissen worden zu sein, auch nur annähernd vorzustellen, und ebenso schwer ist es, den Geretteten nachzufühlen, wie ihre Hoffnung, die nach und nach zerbrochen worden und scheinbar schon ganz gestorben war, mit einem Schwung zurückkehrte wie das Leben selbst.

Die ersten Geretteten erreichten Salt Lake am 9. November, einem Tage der Tränen und der Danksagung. In den Tagen danach strömten dann die anderen in die Stadt hinein — manche in den Wagen sitzend, andere immer noch grimmig ihre verbeulten Karren ziehend oder trotzig auf eigenen Beinen daherkommend. Margaret Dalglish, dieses hagere Musterexemplar



Fort Laramie, der letzte bewohnte Ort vor dem Felsengebirge, wie es einige Jahre vor dem Handkarren-Treck vom großen Künstler des frühen Westens, Alfred Jacob Miller, dargestellt wurde.



Das Ziel des Trecks: Salt Lake City (um 1856)

(Die meisten Zeichnungen auf diesen Seiten sind zeitgenössischen Zeitschriften entnommen.)

schottischer Standhaftigkeit, schleppte ihre wenigen, erbärmlichen Habseligkeiten bis an den Rand des Tals, aber als sie hinunterblickte und das Endziel der Reise, den Hort der Sicherheit, die Stadt der Heiligen vor sich liegen sah, tat sie etwas Außerordentliches. Sie zog den Karren zum Rand, versetzte ihm einen Stoß und schaute zu, wie er den Steilhang hinunterkollerte, taumelte, sich zerschlug, auseinanderbrach und dabei die letzten Sachen, die sie auf Erden besaß, im Abgrund verstreute. Dann zog sie in Salt Lake ein, um ihr neues Leben zu beginnen: nur mit ihren hageren Knochen, ihren leeren Händen und ihrem mutigen Herzen.

☆

Das ist der Bericht über eine der schlimmsten Katastrophen in der ganzen Geschichte der Erschließung des Westens. Wenn die Gruppen Willies und Martins ihre Verluste auch niemals genau ermitteln konnten, so verloren sie doch weit über 200 Menschen, also ein Vielfaches von den Verlusten anderer Siedlergruppen, deren Tragödien die Historiker weit mehr beschäftigt und inspiriert haben. Vielleicht liegt das daran, daß die Mormonen als ein „absonderliches Völkchen" und die von ihnen in ihren Gebirgstälern gegründete Zivilisation als ebenso absonderlich angesehen wurden. Vielleicht wirkten ihre Leiden auf Außenstehende weniger dramatisch, weil die Handkarrenpilger sie demütig ertrugen und Gott lobten, anstatt wie wilde Tiere um ihr Leben zu kämpfen und zur Erhaltung ihres eigenen Lebens das Fleisch ihrer Toten zu essen, wie es in anderen Siedlergruppen vorgekommen ist. Und ganz gewiß waren sie weniger robust, weniger geschickt und weniger zum Pionierleben geeignet als andere Siedler. Wenn aber Mut und Ausdauer ein Epos schreiben können, wenn menschliche Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft und brüderliche Liebe inmitten rauhesten Schreckens wert sind, aufgezeichnet zu werden, dann ist diese halbvergessene Episode der Mormonenwanderung eines der großen Heldenlieder des Westens und ganz Amerikas.



Handkarren-Pioniere*

Die Räder standen still; denn tiefer Schnee
umfing den Siedlerzug. Der Sturmwind des November
begrub ihr Lager unter Not und Weh,
gespenstisch' Dunkel, gnadenlose Kälte,
die allen müden Herzen Furcht und Zittern brachten.
Und wenn von Sturm und Schatten sie sich wandten
zum Lagerfeuer, sahen sie das Licht
des Leids im Schattenrisse, der die glüh'nde Asche warf.
Und immer wieder in der Stille kalter Nacht
rief Gott die Schwachen zu sich in sein Reich.
Sie gruben Gräber, und im Morgengraun sprach einer
ein kurz Gebet und schluchzten sie ein Lied.
Dann hallten hohe Berge ihre Trauer wider —
ein Testament der Liebe für die Toten.

Mit heißem Glauben beteten sie täglich
daß Gott sie vor dem nahen Tode rette.
Und sieh! Wie Himmelsboten nahten jetzt von Westen
die Wagen tapf'rer Männer, um sie zu befreien.
Von Freude überwältigt dankten sie dem Herrn
und zogen weiter ins gelobte Land.

— Dora Toone Brough.

* Dieses Gedicht bezieht sich auf den Handkarrenzug unter Edward Martin im Jahre 1856.

Übersicht über die Handkarren-Züge

Jahr	Leitung	Anzahl der Teilnehmer	Tote	Abreise von Iowa City	Ankunft im Salzsee-Tal
1856	Edmund Ellsworth	266	1	9. Juni 1856	26. Sept. 1856
1856	Daniel D. McArthur	225	7	11. Juni 1856	26. Sept. 1856
1856	Edward Bunker	etwa 300	0	23. Juli 1856	2. Okt. 1856
1856	James G. Willie	etwa 500	66	15. Juli 1856	9. Nov. 1856
1856	Edward Martin	575	135	28. Juli 1856	30. Nov. 1856
1857	Israel Evans	149	0	22. Mai 1857	12. Sept. 1857
1857	Christian Christiansen	330	0	12. Juni 1857	13. Sept. 1857
1859	George Rowley	235	0	9. Juni 1859 *	4. Sept. 1859
1860	Daniel Robinson	233	1	6. Juni 1860 *	27. Aug. 1860
1860	Oscar O. Stoddard	126	0	4. Juli 1860 *	24. Sept. 1860

* Abreise von Florence, Nebraska

HAROLD LUNDSTROM

Der Lethbridge-Pfahl

und seine Mission unter den Lamaniten

Missionsarbeit erfordert noch etwas mehr, als nur von Haus zu Haus Traktätchen zu verteilen — jedenfalls dann, wenn man unter den Indianern der Blackfoot und Stoney-Reservationen in der Kanadischen Provinz Alberta arbeitet.

Erstens erfordert diese Arbeit eine 160 km lange Reise von Lethbridge nach Norden über die Prärien und am wunderschönen, gewundenen Bow River entlang zur Blackfoot Reservation bzw. einen Ritt von zuerst 65 km nach Westen und dann 50 km nach Süden durch die niedrigen, dem Kanadischen Felsengebirge vorgelagerten Hügel zur Stoney-Reservation.

Und bei Regen und Sonnenschein machen die treuen Missionare des Lethbridge-Pfahls diese Fahrten jeden Sonntag, damit sie die indianischen Untersucher des Evangeliums in diesen Reservationen besuchen und mit ihnen arbeiten können. Auch halten sie jeden Sonntag mit Erfolg drei bis sieben Hüttenversammlungen ab.

Da es Weißen nicht gestattet ist, in den Reservationen zu leben, sind diese allwöchentlichen Fahrten für die treuen Missionare in der Tat die einzige Möglichkeit, ihre Hütten-, Freiluft- und Hallenversammlungen in den Reservationen abzuhalten.

Seit dem Beginn ihrer Arbeit im Jahre 1949 wird den Missionaren von Jahr zu Jahr immer mehr Interesse und Zutrauen entgegengebracht. Zuerst waren die Indianer sehr schüchtern; die Kinder machten sich sofort aus dem Staube, und die Mütter konnten nur nach langer Überredung dazu gebracht werden, aus ihrer Zurückgezogenheit hervorzukommen. Beim Fortschreiten der Arbeit machte die ursprüngliche Schüchternheit jedoch dem heißen Wunsche Platz, mit den Missionaren näher bekannt zu werden.

Anfangserfolge sind bereits erzielt worden. Als vor kurzem Präsident und Frau Octave W. Ursenbach des Lethbridge-Pfahls, Viola Byam vom Ersten Rat des Pfahls sowie Pfahlmissionar James Hamlin auf der Reservation eine Hüttenversammlung abhielten, erbot sich einer der anwesenden indianischen Knaben freiwillig, ein Gebet zu sprechen. Ein junges Ehepaar, Bruder und Schwester Tom Healy und drei ihrer Kinder, sind neulich getauft worden.

In Eden Valley halten Missionare aus Claresholm, Calgary und Stanley regelmäßig Versammlungen mit den Indianern in einer großen Halle ab, die ihnen für diesen Zweck zur Verfügung gestellt worden ist. Nach den Berichten dieser Missionare nehmen die Teilnehmerzahl und das Interesse laufend zu.

In der Blackfoot-Reservation besteht die Missionsarbeit hauptsächlich aus Hausbesuchen und Freiluftversammlungen, wobei letztere nicht selten wegen schweren Regens vorzeitig beendet oder auf einen späteren Termin verschoben werden müssen.

Das Los der Mutter

Wenn du einst ermüdet
Die Kinder bringst zur Ruh',
Und bis zum späten Abend
Kein Auge tuest zu,
Und mit geschickten Händchen
Stopfst Kleidchen, Höschen, Hemdchen,
Dann denk an die, die vor dir dies getan,
Und sieh dein Los als Los der Mütter an.

Irma Markert, Saarbrücken (14 Jahre)

Überall dort, wo die Missionare die Frauenhilfsvereinigung (Relief Society) und die Fortbildungs- und Sonntagsschularbeit mittels anschaulicher Unterrichtsmittel, Karten, Bilder usw. einführen, wird das Interesse der Indianer sofort erweckt. Es werden jetzt Untersuchungen angestellt, wie diese beliebte Form des Unterrichts sich in den beiden Reservationen am besten anwenden ließe.

Die Missionare, die das Vorrecht haben, in diesen Reservationen eingesetzt zu sein, wissen über erhebende geistige Erlebnisse zu berichten. Auch berichten sie über den läuternden Einfluß, den das Evangelium auf den täglichen Lebenswandel der Untersucher ausübt. In die Heime dieser Indianer sind eine neue Sauberkeit und ein milderer Geist eingezogen. Daß hier ein anhaltender Bedarf an Missionaren besteht, ist offensichtlich, und es werden Bemühungen angestrengt, sie herbeizuschaffen.

„Dies ist gewiß das fruchtbarste Feld, das ich je gesehen habe", bemerkte neulich Ältester C. LeRoy Norton, der vom Pfahl als Missionspräsident unter den Indianern auserwählt worden ist. „Meine Berufung zur Arbeit unter diesen Menschen, die mir so teuer sind, ist die größte Ehre, die mir hätte zuteil werden können."

Die Erlaubnis zur Missionsarbeit in den Reservationen wurde am 4. Mai 1949 erwirkt, als Präsident Ursenbach, Ältester Gordon Whyte von der Präsidentschaft der Westkanadischen Mission und Ältester Norton sich mit dem Indianerrat der Blackfoot-Reservation trafen. Vor dieser Begegnung wurde die Führung und Hilfe Gottes herbeigefleht. Präsident James H. Walker des Taylor-Pfahls war es schon vorher gelungen, die staatliche Erlaubnis zur Arbeit in den Reservationen einzuholen.

Aber die Erwirkung der Zustimmung des Indianerrates war eine ganz andere Sache.

Das Anliegen der Missionare der Kirche wurde den älteren Ratsmitgliedern, die kein Englisch verstanden, in knappen Worten durch einen Dolmetscher vorgetragen. Es war schon früher in den Reservationen von irgendwelchen Missionaren anderer kirchlichen Gemeinschaften Missionsarbeit getan worden, und diese Arbeit hatte die Mitglieder des Indianerrates keineswegs beeindruckt, sondern vielmehr enttäuscht und verärgert.

Gerade als die Abgeordneten der Kirche schon alle Hoffnung auf das Gelingen ihres Projektes aufgeben wollten, erschien Oberhäuptling Teddy Yellow Fly (Teddy, die Gelbe Fliege) auf der Ratsversammlung. Durch seine freundliche Haltung verwandelte sich die abweisende Einstellung der Ratsmitglieder fast schlagartig in eine Gesinnung aufrichtiger und wohlwollender Mitarbeit. In der nachfolgenden Abstimmung gewährten die Häuptlinge der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage einstimmig die Befugnis und das Vorrecht, unter ihren Völkern zu wirken und das wiederhergestellte Evangelium zu predigen.

In der Tat, die Gebete der Pfahl- und Missionsarbeiter, die jetzt so eifrig ihrer Bekehrungsarbeit unter ihren indianischen Brüdern nachgehen, sind von ihrem himmlischen Vater gehört und erhört worden.

VON J. EDGAR HOOVER

BESTRAFT DIE ELTERN

Dieser Aufsatz behandelt die Verantwortung der Eltern; er ist deshalb bemerkenswert, weil der Verfasser als Leiter des nordamerikanischen Bundeskriminalamtes — er war auch stellvertr. Außenminister zur Zeit der Suezkrise — einen tiefen Einblick in die Jugendkriminalität besitzt. Allerdings gibt es — wenigstens vom westdeutschen Standpunkt aus — noch eine andere Seite des Jugendproblems, nämlich das der elternlos und heimatlos gewordenen Jugend.

Die Begeisterten, die jahrelang ihre Kinder wie das aus „Onkel Toms Hütte" bekannte Negermädchen Topsy „nur so dahinwachsen" ließen, erleben ein bitteres Erwachen. Sie spüren jetzt, daß Jugendliche, die man unter ungenügender Führung und zu wenig sittlicher Zurückhaltung „nur so dahinwachsen" läßt, keineswegs mehr oder weniger automatisch einem vollen und glücklichen Leben entgegenreifen. Wer die biblische Mahnung, „Wie man einen Knaben gewöhnt, so läßt er nicht davon, wenn er alt wird", vergessen hat, stellt nun fest, daß der Verzicht auf die elterliche Verantwortung zur tragischen Anarchie der Jugendkriminalität geführt hat.

Der Vorgang der Entwicklung der Kriminalität ist niederdrückend und entmutigend. Auf uns, die wir über die Einhaltung der Gesetze zu wachen haben, ruht die Aufgabe, die Flut der Kriminalität zu hemmen. Das ist unsere Pflicht. Aber die Flut der Jugendkriminalität wird überwältigend werden, wenn nicht vorbeugende Maßnahmen an der Stelle getroffen werden, wo sie am meisten nutzen können — nämlich im Heim . .

VERBRECHER WERDEN NICHT mit dem Zeichen der Kriminalität geboren. Sie sind das Produkt der sie umgebenden Kräfte und Einflüsse. Ohne Zweifel spielt der elterliche Einfluß eine hervorragende Rolle in der Bestimmung der Richtung, die ein Kind einschlagen wird — ob es ein gefestigtes, verantwortliches Erwachsenenleben beginnen wird, oder ob es nach einer Reihe von Vergehen in einem Verbrecherleben endet.

In einer freien Gesellschaft liegt die Hauptverantwortung für die Kinder bei den Eltern. Seit dem Bau der ersten Kolonistenhütte ist das Heim die Grundlage der amerikanischen Republik gewesen. In der Familie wurde gemeinsam gearbeitet, gemeinsam gespielt und gemeinsam zu Gott gebetet. Aber die sich ausdehnende amerikanische Wirtschaft und die Geburt des Maschinenzeitalters haben das Bild geändert. In vielen — allzu vielen — Fällen ist die Familie jetzt lediglich eine Zelle unterschiedlicher Interessen, und das Heim ist nicht mehr eine Festung, wie es früher der Fall war. Der Mörtel aus Elternpflicht, Familienliebe, persönlicher Ehre und gesunden religiösen Ansichten, der einstmals gegen alle Angriffe gefeit war, ist in kritischer Weise geschwächt worden. Es scheint so, als enthalte der Mörtel, der die Bausteine unserer Heime zusammenhält, viel zu viel Sand. Und überall, wo der Mörtel schwach ist, zeigen sich Risse, stürzt das Fundament zusammen, und es entstehen Trümmerhaufen. In der gleichen Weise brechen Heime zusammen, und die Opfer unter den Trümmerhaufen sind die Kinder.

DIE ELTERN, DIE ihre Pflicht verletzen und ihren Kindern keine sittliche Erziehung oder konsequente

Disziplin in wesentlichen Fragen beibringen, sollten für die Vergehen, die sich aus diesem Versäumnis ergeben, zur Rechenschaft gezogen werden können. Ich glaube fest daran, daß die Flut der Jugendkriminalität gehemmt werden könnte, wenn säumige Eltern gezwungen wären, die gesetzliche und finanzielle Verantwortung für die kriminellen Vergehen ihrer Kinder zu übernehmen. Ich bin überzeugt, daß die Wurzeln der großen Mehrheit der Jugendprobleme in elterlicher Unfähigkeit und Gleichgültigkeit zu suchen sind. Wenn es auch nur selten möglich ist, eine einzelne Erscheinung herauszuschälen, von der man sagen könnte, „dies ist die alleinige Ursache des Vergehens in diesem Falle", so zeigt sich doch das Fehlen elterlicher Verantwortlichkeit mit eintöniger Regelmäßigkeit in einem Falle nach dem anderen . . .

Armut führt nicht notwendigerweise zur Kriminalität. Fast jede Zeitung, die man zur Hand nimmt, enthält eine Nachricht über irgendeine Form von Kriminalität, und viele der betroffenen Jugendlichen stammen aus materiell begüterten Heimen. Ich bin gewiß, daß die am unmittelbarsten betroffenen örtlichen Behörden Ihnen sagen würden, daß hinter den meisten dieser Fälle in irgendeiner Form der Verzicht auf die elterliche Verantwortung steckt: zerrüttete Familien, mangelnde elterliche Aufsicht, zu besorgte Eltern, betrunkene Eltern, zu nachgiebige Mütter, zu strenge Väter, Nachtarbeit der Eltern, traurige Familienverhältnisse, elterliche Vernachlässigung, mangelnde religiöse Erziehung, keine Disziplin, eine verkommene Umwelt.

AM TRAURIGSTEN sind nach meiner Meinung die Fälle, in denen den Kindern materiell nichts fehlt und doch die elterliche Unverantwortlichkeit ihre mögliche Entwicklung zu guten Staatsbürgern verhindert. Ich kann den Fall eines Vaters nicht vergessen, der der Tatsache, daß sein siebzehnjähriger Sohn in einer besonders ernsten Sache — Überfall und böswilliger Unfug — verwickelt war, verständnislos gegenüberstand. Er hatte, so sagte er, seinem Sohn alles gegeben, was der Junge sich wünschte. Um die Tatsache, daß der Junge nichts entbehrte, zu illustrieren, erzählte der Vater lachend, daß bei einem mehrtägigen Besuch in einer Großstadt sein Sohn und dessen Freund einen Wagen in Grund und Boden gefahren und fast 800 Dollar für Vergnügungen ausgegeben hätten. . .

(Aus „The Rotarian", Oktober 1956.)

„Nach meiner Auffassung des Gebetes und der Beharrlichkeit im Beten gehört es zu den großartigsten Gebeten, die ein Mann an Gott richten kann, wenn ein Ältester Israels vor dem Volke steht, ihm einige Gedanken mitteilt und erzählt, um den Menschen Gutes zu tun und sie in den Grundsätzen der Wahrheit und der Seligkeit zu stärken. Kein Gebet, das ein Ältester Israels gen Himmel senden kann, ist in den Ohren dem Herrn angenehmer als dieses; denn wenn ein Ältester vor den Gläubigen steht, so sollte er das Bewußtstein haben, daß er mit der Aufgabe vor ihnen steht, ihnen Erkenntnis zu vermitteln, damit sie Wahrheit für ihre Seelen erhalten, in Gerechtigkeit aufgerichtet werden durch weitere Erleuchtung, und in ihrem Wachstum in den Wegen der Heiligkeit fortschreiten."

PRÄSIDENT LORENZO SNOW
Journal of Discourses (Tagebuch der Reden),
Band 4, S. 182

*G*OTT SEI MIT EUCH!

An alle Mitglieder und Freunde in der Westdeutschen Mission

Liebe Geschwister!

Nun ist die Stunde gekommen, da wir uns von Ihnen verabschieden müssen. Während der Zeit unserer Mission haben wir dieses schöne Land und seine Bewohner schätzen und lieben gelernt. Wir sind mit vielen wunderbaren und dem Evangelium aufrichtig ergebenen Menschen in Berührung gekommen, so daß wir die Zusammenarbeit mit ihnen niemals vergessen werden. Unsere Gedanken sind im Hinblick auf unsere Abreise daher nicht froh. Unser Sohn träumt davon, einige Jahre später als Missionar in dieses Land zurückzukehren, und unsere Tochter wünscht sich, einige Jahre ihres Studiums hier in Deutschland zubringen zu können.

Die reichste Segnung unseres Lebens empfangen wir durch den Dienst an anderen. Daher möchten wir Sie zu unserem Abschied ermahnen, immer die Verantwortung zu achten, die uns das Evangelium auferlegt. Es gibt viele treue Mitarbeiter in den Gemeinden und Hilfsorganisationen, und viele andere werden hinzukommen, und auch sie werden erkennen, daß ein Segen darauf ruht, wenn man sein Leben dem Evangelium weiht. Unser Glaube muß unerschütterlich sein, daß der Herr alle seine Ziele verwirklichen wird. Wer sein Leben Gott übergeben hat, für den gilt allemal der Satz: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, dann wird euch solches alles zufallen!"

Wir sind besonders dankbar für die Erfahrungen, die wir hier machen durften. Wir sagen Ihnen nicht „Lebewohl", sondern verabschieden uns mit dem schönen Gruß „Auf Wiedersehen!" Wir wünschen aufrichtig, daß der Segen des Herrn immer auf diesem großen Volk und auf Ihnen ruhen wird, damit Sie den Zweck Ihrer Erschaffung erfüllen können.

„Gott sei mit Euch bis auf's Wiederseh'n!"

Kenneth B. Dyer
Bernice O. Dyer

Tempel-Nachrichten

Nun, der vergangene Monat Mai hat uns Tempelarbeitern sehr viel Arbeit gebracht, und es hat den Anschein, daß es im Juni noch mehr für uns zu tun gibt. Doch dafür sind wir ja da, und es ist uns allen eine Freude, Ihnen, liebe Brüder und Schwestern, zu dienen und Ihnen zu helfen, alle Ihre Angelegenheiten, sei es für Sie als Lebende oder für Ihre Verstorbenen in Ordnung zu bringen. Alle, welche einmal im Tempel waren und ihre eigene Begabung mit dem Herzen empfangen haben, fühlen sich immer und immer wieder nach Zollikofen hingezogen und wünschen immer öfter dorthin zurückzukehren. Seien Sie versichert, unsere Gebete sind tagtäglich mit Ihnen, und es ist unser Wunsch für Sie, daß Sie so oft wie nur irgend möglich zum Hause des Herrn kommen können. Es geht uns sicher nicht um die Zahl der vollzogenen Verordnungen, sondern darum, daß dieses Haus uns vom Herrn geschenkt worden ist mit der ausdrücklichen Bestimmung, darin für uns selber und für unsere Verstorbenen zu arbeiten. Haben Sie schon bedacht, daß die in diesem Hl. Hause vollzogenen Verordnungen, vollzogen durch einen ganz besonders dazu bevollmächtigten Diener des Herrn, maßgebend sind, ob wir in die himmlische Herrlichkeit kommen oder nicht? Selbstverständlich gemäß unserer eigenen Glaubenstreue. Aber ohne daß diese Verordnungen an uns vollzogen wurden, können wir uns noch so anstrengen, wir würden nie in die Gegenwart Gottes gelangen. Auf der anderen Seite nützen uns aber auch die Verordnungen nichts, wenn wir nicht ständig bemüht sind, alle die Bündnisse zu halten, die wir dem Herrn gelobt haben.

Als Mitglieder der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, besonders aber als solche, die ihre Begabung im Tempel empfangen haben, sollten wir unseren Mitmenschen und Mitgeschwistern ein Beispiel sein. Sie schauen auf uns und wünschen zu tun, was auch wir tun.

Und nicht vergessen:

Alle Tempelempfehlungsscheine laufen Ende Juli 1957 ab. Wer am 1. August zum Tempel kommen möchte, kann dies nur mit einem neuen Empfehlungsschein. Mit dem alten oder gar ohne Schein darf absolut niemand mehr in den Tempel eingelassen werden.

Auf baldiges Wiedersehen in „Klein-Zion" im Tempel in Zollikofen.



AUS DEN MISSIONEN

OSTDEUTSCHE MISSION

STERBEFÄLLE:

Hillmann, Gertrud (37), Neubrandenburg, 13. 4. 57; Glauche, Arno Max (72), Karl-Marx-Stadt, 23. 4. 57; Meier, Katharina (73), Karl-Marx-Stadt, 28. 4. 57; Hähnel, Gerhard Paul (51), Annaberg, 10. 4. 57; Schick, Pauline (77), Leest, 14. 4. 57; Drust, Anna Marie (80), Brandenburg, 13. 4. 57; Kupitz, Richard Gottwald (75), Friedrichshain, 9. 4. 57; Grüne, Luise Margarethe (30), Braunschweig, 27. 3. 1957.

HEIRATEN:

20. 4. 57 Richter, Wolfgang, Aschersleben, Genat, Eva; Fleischer, Edith Ruth, Freiberg, Degenhardt, Karl; 30. 3. 57 Marx, Richard Herbert, Dresden, Moskwa, Herta Marianne; 16. 3. 57 Krickhuhn, Margarete, Friedrichshain, Eschler Kurt.

EHRENVOLL ENTLASSEN:
16. 5. 57 Klappert, Edith, nach Celle; 20. 5. 57 Härtig, Erich, nach Großhartmannsdorf; 1. 6. 57 Uhlig, Erhard, nach Annaberg.

NEU ANGEKOMMENE MISSIONARE:
20. 5. 57 Buse, Helga, von Gera; 20. 4. 57 Krämer, Helga, von Annaberg; 20. 5. 57 Auerbach, Erwin, von Meerane; Küchler, Edwin, von Annaberg; 27. 5. 57 Madsen, Dean J., von Provo, Utah; Shun, Donald W., von Los Angeles, Calf.; Sowerwine, Ronald J., von Sparks, Nevada.

NEUBERUFUNGEN ALS GEMEINDEVORSTEHER:
Im Monat Mai wurden folgende Brüder zu diesem Amt berufen: Fritz Gittermann, Gemeinde Hildesheim, und Walter Schmeichel, Gemeinde Barsinghausen.

Musik im Dienst der Evangeliumsverkündung

Ein Bericht über den Besuch des Hamburger Distrikts-Chores in Kiel
vom Ältesten-Kollegium Hamburg — Schleswig-Holstein

„Denn mein Geist erfreut sich
am Gesang des Herzens; ja der
Gesang der Gerechten ist mir
ein Gebet, und es soll ihnen
mit Segnungen auf ihre Häupter
beantwortet werden.
Deshalb erhebe dein Herz und
freue dich und halte fest an
dem Bunde, den du gemacht hast."
(L. u. B. 25 : 12-13)

Mit diesen Worten des Herrn begann das Konzert des Hamburger Distrikts-Chores, veranstaltet vom Ältesten-Kollegium, am Sonnabend, dem 23. Februar im Lichtsaal des Gewerkschaftshauses in Kiel. Vor einigen Monaten wurde im Ältesten-Kollegium der Gedanke geboren, für die Geschwister in Hamburg und Schleswig-Holstein ein Konzert zu geben. Der Hamburger Distrikts-Chor, von jeher als reisefreudig bekannt, nahm den Auftrag begeistert entgegen und bereitete sich, wie immer, sehr gut auf das Konzert vor.
Bruder Carl Imbeck besorgte für die ca. 50 Mitwirkenden einen Autobus, der am Sonnabendnachmittag in Hamburg abfuhr und in knapp zwei Stunden Kiel erreichte.
Die Konzertbesucher waren so zahlreich, daß die Plätze kaum ausreichten. Als besondere Gäste wurden die Missionsleitung der Ostdeutschen Mission und viele Missionare begrüßt. Mit Spannung und Freude saßen die Besucher im



Der Hamburger Distrikts-Chor

Saal. Im Chor spürte man ein heimliches Bangen für ein gutes Gelingen des Konzertabends. Besonders dadurch, daß dem Hamburger Distrikts-Chor, der sich in den letzten Jahren unter der Leitung seines Dirigenten Alfred H. Meyer in die Reihe der besten Chöre unserer Kirche gesungen hat, ein sehr guter Ruf voraus geht, fühlen alle Chormitglieder die Verpflichtung, stets ihr Bestes zu geben, um das Ansehen dieses über dreißig Jahre bestehenden Chores zu erhalten. Als das Konzert begann, war bald das Lampenfieber verschwunden. Den Mitwirkenden machte es mit jeder Darbietung mehr Freude dieses Konzert zu gestalten, und es war schön, den Zuhörern diese Freude mitzuteilen und sie daran teilhaben zu lassen.

Das Programm war recht umfangreich. Der Chor sang etliche unserer schönsten Kirchenlieder, u. a.: „Im Namen unseres Herrn" und „Ihr, die ihr abgeirrt" von E. Stephens, „Kommt, Heilige kommt" von W. Clayton und auf Wunsch unseres Missionspräsidenten Herold L. Gregory „Kommet zum Herrn" von N. L. Michell. Außerdem sang der Chor Lieder von Schubert, Mendelssohn-Bartholdy und K. M. v. Weber. Nicht zuletzt bestimmten die Solisten den Erfolg des Abends. Gerhard Kunisch, bekannt durch den Rundfunk, spielte brillant am Flügel und gut durchgearbeitet die Fantasia c-moll v. W. A. Mozart, die Rhapsodie Op. 79 Nr. 2 g-moll v. J. Brahms und Preludes Op. 28 Nr. 15 Des-dur von Chopin. Es war eine großartige Leistung. Marianne von Randow gefiel mit ihrem Flöten- und Gesangstrio. Außerdem verschönerten das Programm Erika Berndt, Sopran, Wally Bergmann, Alt, Alfred H. Meyer, Bariton und Violine, Hermann Lauk, Violine, Margaretha Lauk, Klavier und Anni Jahn, Hilde Brink, Rezitationen.



Das Hamburger Flötentrio Marianne von Randow, Barbara von Randow und Ruth Menssen

Ältester Garth Heiner
Frankfurt am Main,

berichtet, daß er den STERN beim Missionieren mit gutem Erfolg benutzt habe. Es war verhältnismäßig leicht, sieben Abonnenten zu gewinnen, von denen einige sogleich bestellten, nachdem sie den STERN durchgesehen hatten. Er meint auch, daß sich mit Hilfe des STERNs ein guter Kontakt mit Freunden herstellen läßt.

Wer macht es nach?

Die Leitung des Konzerts hatte Alfred H. Meyer. Der Chor wurde am Flügel von Anneliese Imbeck begleitet.

Als das Konzert vorüber war, wußte man wirklich nicht, für wen es eine größere Gelegenheit und Freude gewesen war, für die Mitwirkenden oder für die Zuhörer. So lernten die Konzertteilnehmer auch anschließend den Dank und die wunderbare Gastfreundschaft der Kieler Geschwister kennen. Da in Kiel gleichzeitig Konferenz war und der Chor auch am Sonntag im Hauptgottesdienst sang, war es für die Gastgeber nicht ganz einfach, die vielen auswärtigen Besucher unterzubringen. Am Sonntag wurde den Gästen ein sehr gutes Mittagessen und eine Nachmittagstafel serviert. Das Ältesten-Kollegium möchte es nicht versäumen an dieser Stelle nochmals den vielen Geschwistern in Kiel zu danken für ihre Gastfreundschaft und Liebe.

Auch der Missionsleitung, Präsident Herold G. Gregory und Gattin, hatte das Konzert sehr gut gefallen, so daß der Hamburger Distrikts-Chor gleich eine Einladung nach Berlin erhielt.

Möge dieser schöne Chor recht oft die Gelegenheit haben zu wirken, um viele Menschen an einem der wunderbarsten Geschenke Gottes teilnehmen zu lassen, an der Musik.



Pioniere erblicken das Salzseetal

(Nach einem Gemälde von Leo Fairbanks)

Haus und Hof verließen die Pioniere und reisten über hunderte und tausende von Meilen, zum Teil unter größten Entbehrungen und Gefahren, um in — eine Wüste zu ziehen. Das Salzseetal war zur Zeit der ersten Besiedlung im Jahre 1847 eine unfruchtbare Salzwüste. Der bekannte Trapper James Bridger, der das Land genau kannte, bot den Mormonen unter Brigham Young eine Wette von 1 000 Dollar an, daß kein Maiskolben im Salzseetal reifen könne. Er gehörte mehr als Glauben dazu, unter diesen Umständen zu sagen: „Ich wußte schon im Nauvoo-Tempel, daß man hier Getreide ziehen kann" (Brigham Young). Wenige Jahre später wurde die Wüste zu einem Garten, und die Verheißung ging in Erfüllung:

„. . . denn es werden Wasser in der Wüste fließen
und Ströme im dürren Lande." (Jes. 35, 6)